

Nancy Sprowell Geise

AUSCHWITZ #34207

DIE JOE RUBINSTEIN STORY

fontis



2. | Im Auge des Sturms

«Wir arbeiteten hart,
und wir liebten einander.»

– Joe Rubinstein –

Ich wurde in einer friedlichen Zeit geboren, in den ruhigen und guten 1920er Jahren, als die Welt in ihrem Wahnsinn eine Pause einlegte – zwischen dem großen, schrecklichen Ersten Weltkrieg und dem Zweiten Weltkrieg, der noch bevorstand.

Der Erste Weltkrieg mit seinen 37 Millionen Opfern hatte keinerlei Lösung gebracht. Die alten Denkweisen, die alten Bündnisse und die alten Feindschaften hatten sich nur noch tiefer in die Seelen der Menschen hineingegraben. Die neue Ordnung in Europa wurde nur durch einen dünnen Faden zusammengehalten und nährte die kalte, wieder aufkeimende Wut.

Wenn sie durch den ersten Krieg nicht so ausgezehrt gewesen wären, hätten meine Eltern, meine Großeltern oder irgendjemand sonst vielleicht etwas bemerkt. Sie hätten möglicherweise den Druck von etwas Bedrohlichem gespürt, das da draußen in nebelhafter Ferne langsam vor sich hin schwelte und allmählich aufzulodern begann. Doch im Auge des Sturms ist es ruhig – es gibt kein Anzeichen dafür, dass das Schlimmste noch kommt, keinen Hinweis darauf, dass die Welt sich wieder gegen sich selbst wenden wird.

Als bei meiner Mutter an jenem 16. September 1920 die Wehen einsetzten, waren meine Eltern überglücklich und erleichtert, dass das vergangene schreckliche Jahrzehnt hinter ihnen lag. Sie wussten nicht, was die Zukunft bringen würde, aber sie waren überzeugt, dass nichts schlimmer sein konnte als das, was sie in den letzten Jahren durchgemacht hatten; nichts konnte furchtbarer sein als der Krieg und der Verlust eines Kindes.

Eine Stunde nachdem mein Bruder Chaim zur Welt gekommen war, konnte man in unserer winzigen Wohnung in der Lubelska-Straße* Nr. 5 in Radom, Polen, auch meinen ersten Schrei hören. Ich wurde als Icek Jakub Rubinsztein geboren. Meine Ankunft in dieser Welt war für alle überraschend, außer für meine Mutter und ihre Hebamme, die ihre Vermutung, dass es Zwillinge werden könnten, für sich behalten hatten. Sie fürchteten nämlich, dass die anderen enttäuscht sein könnten, wenn sie sich geirrt hätten. Und eine Enttäuschung war das Letzte, was meine

Eltern brauchten, nachdem ihr ältester Sohn, der elfjährige Solomon**, kurz zuvor gestorben war.

Nach unserer Geburt weinte meine Mutter noch stundenlang Freudentränen. Immer wieder flüsterte sie Dankgebete und bat Gott um ein langes, gesundes Leben für uns. Sie war voller Dankbarkeit darüber, dass Anszel nun wieder einen Bruder, ja sogar zwei Brüder haben würde.

Die Neuigkeit von unserer Geburt verbreitete sich in Windeseile. Die Familie meiner Mutter, die Kierszenblats und Wajcmans, sowie die Familie meines Vaters lebten schon seit vielen Jahren in der Nähe von Radom. Alle freuten sich, dass Rachel und Ruwin Rubinsztejn, die in so tiefer Trauer gewesen waren, nun Zwillinge bekommen hatten. Noch mehr Aufregung verursachte die Nachricht, dass wir beide uns zum Verwechseln ähnlich sahen. Wenn ich nicht ein kleines Muttermal an meinem rechten Ohrläppchen gehabt hätte, dann hätte niemand, nicht einmal unsere Eltern, uns auseinanderhalten können.



Meine Mutter hieß Reszka, wurde aber «Rachel» genannt. Sie war achtzehn, als sie meinen Vater kennen lernte und ihn heiratete. Mit einer Größe von ein Meter neunzig war dieser junge Mann kaum zu übersehen. Mein Großvater Mendel Kierszenblat erzählte mir, dass er und Großmutter Ruchla befürchteten, meine Mutter sei noch zu jung, um zu heiraten. Doch sobald sie merkten, wie sehr ihre Tochter den jungen Ruwin liebte, hatten sie nichts mehr dagegen einzuwenden. Sie mochten die freundliche Art meines Vaters, der von Beruf Bäcker war, und so stimmten sie der Heirat zu.

Ein Jahr später brachte meine Mutter Solomon zur Welt. Dawid wurde im darauffolgenden Jahr geboren. Sein zweiter Vorname Anszel wurde für ihn zum Rufnamen. Mein Zwillingsbruder Chaim erhielt den Spitznamen «Chi», und mich nannten unsere Freunde und Nachbarn stets «Uzick». Sie blieben darin hartnäckig. Obwohl meine Mutter sie immer wieder korrigierte, ließen sie sich nicht davon abhalten. Ich war knapp drei Jahre alt, als Abram, «Abe» genannt, geboren wurde, und sechs Jahre, als meine Schwester Laja unsere Familie vervollständigte.

Wir lebten in einer sehr kleinen Wohnung im Erdgeschoss eines Gebäudes, das noch zehn weitere Familien beherbergte. Meine Eltern stammten beide aus tiefgläubigen jüdischen Familien, wo das Gebet und die Gemeinschaft mit anderen Juden an erster Stelle standen. Zuhause sprachen wir Jiddisch, eine Sprache, die Elemente sowohl der hebräischen als auch der deutschen Sprache enthält. Außerdem konnten wir fließend Polnisch. Radom war in meiner Kindheit eine

lebhaftes Industriestadt mit fast 75.000 Einwohnern, wobei die jüdische Bevölkerung mehr als ein Drittel ausmachte. Ich wuchs auf in der Überzeugung, dass unser Haus im Herzen Radoms lag und Radom im Herzen Polens und Polen wiederum im Herzen Europas.

Wir Kinder schliefen alle in einem Zimmer, in Stockbetten auf Matratzen, die mit Stroh ausgestopft waren. Im Zimmer nebenan benutzten meine Eltern ebenfalls ein Bett aus Stroh, das für meinen Vater mit seiner Körpergröße jedoch so unbequem war, dass er häufig lieber auf dem Fußboden schlief. Als die beiden irgendwann genug Geld gespart hatten, um sich richtige Matratzen zu leisten, hatte sich Vater so sehr an das Übernachten auf dem Boden gewöhnt, dass meine Mutter ihn morgens oft dort vorfand.

Da es im Haus kein fließendes Wasser und keine Toiletten gab, mussten alle Parteien, die dort wohnten, ein Außen-WC benutzen. Unsere Wohnung war in einem miserablen Zustand. Der Vermieter war ein netter Mann, und wir Kinder spielten oft mit seinen Söhnen Fußball. Doch er sagte uns, dass die fünf Zloty, die wir monatlich an Miete bezahlten, nicht ausreichten, um das Gebäude instand zu halten.

Folglich war es in unserer Wohnung im Winter kalt und klamm und im Sommer viel zu heiß und feucht. Wenn es regnete, tropfte das Wasser durch die Löcher im Dach, und wenn es windig war, flackerte die Kerze auf unserem Küchentisch selbst bei geschlossenen Fenstern. Während der Schneestürme stopfte meine Mutter die Fenstersimse mit Lumpen aus, damit der Schnee nicht hereingeweht wurde.

In unserem Haus gab es keinen Strom, darum leuchteten in unserer Wohnung abends Kerzen und Petroleumlampen. Außerhalb des Gebäudes gab es eine Wasserpumpe. Doch da der Brunnen als verunreinigt galt, mussten wir abwechselnd das Wasser mit Eimern vom nächstgelegenen Wohnblock heranschleppen. Wir hatten auch keinen Herd in unserer Küche, deshalb kochte meine Mutter alles auf einer einzigen Kochplatte.

Kurz nach der Hochzeit beschloss mein Vater, den ich «Tatte» nannte, dass er nicht länger den Mehlstaub beim Getreidemahlen einatmen wollte. Er sagte, der Staub sei praktisch überall, und er könne das nicht mehr ertragen. Eine berufliche Veränderung musste her, und die Gelegenheit dazu erkannte er im wachsenden Bedarf an Transportmöglichkeiten in unserem Land. Meine Großeltern waren über diese Entscheidung nicht glücklich, denn sie befürchteten, dass ihre Tochter dadurch zu oft allein sein würde. Mein Großvater sprach mit Tatte darüber, doch seine Besorgnis stieß auf taube Ohren.

Tatsächlich bestätigten sich Großvaters Befürchtungen, denn der neue Beruf meines Vaters ließ ihn die meiste Zeit unterwegs sein. Tatte durchreiste ganz Polen bei jedem Wetter und fuhr mit seinen Pferdegespannen jede Woche Hunderte von

Kilometern. Mehrmals im Monat führte der Weg sogar ins mehr als hundert Kilometer entfernte Warschau. Das kleine Fuhrunternehmen wuchs ständig. Irgendwann hatte mein Vater genug Geld gespart, um zahlreiche Fahrer einzustellen und acht Zugpferde, mehrere schwere Wagen und drei leichtere Kutschen anzuschaffen. All dies ermöglichte es meinem Vater, genügend Menschen und Waren zu transportieren, um unserer Familie ein angenehmes Leben zu erarbeiten. Das blieb jedoch nicht ohne Folgen für unsere Mutter, die oft die ganze Last der Fürsorge für ihre wachsende Familie allein tragen musste. Auch wenn sie vielleicht darüber unglücklich war, so hörte ich sie doch niemals klagen.

Tattes Scheune war der Mittelpunkt seines Unternehmens. Sie war nur einen kurzen Fußweg von unserem Haus entfernt. Dort waren seine Pferde und Wagen untergebracht, und dort hielt er auch die Hühner, die unserer Familie gehörten. Wenn ich frische Eier holen sollte oder wenn ich gerade nichts Besseres zu tun hatte, dann ging ich gern zur Scheune und sah meinem Vater zu, wie er die Wagen belud, die Pferde anspannte oder sie striegelte und fütterte. Ich war noch klein, aber ich erinnere mich daran, dass ich immer voller Bewunderung über die Kraft meines Vaters staunte. Er konnte ganz allein einen schweren Wagen bewegen und ihn dorthin zirkeln, wo er ihn brauchte. Das war eine Arbeit, die normalerweise von mehreren Männern erledigt wurde. Als meine Mutter ihn das erste Mal die Kutsche manövrieren sah, rief sie entsetzt: «Du wirst dich noch umbringen!» Aber Vater lächelte nur und ließ seine Armmuskeln spielen, um sie zum Lachen zu bringen.

Doch die viele Arbeit war nicht der einzige Punkt, weswegen mein Vater von meiner Mutter so manches zu hören bekam. Ich erinnere mich auch, dass sie ihn immer wieder tadelte, wenn er nach Hause kam und nach Alkohol und Zigaretten roch. Mutter machte sich Sorgen um ihn und um uns. Er rauchte und trank nämlich sehr viel. Mit ihrer Kritik erreichte meine Mutter bei ihm jedoch gar nichts. Ich höre Tatte immer noch laut lachen, wenn er rief, er müsse doch schließlich etwas trinken, um sich auf den kalten nächtlichen Touren warm zu halten.

Trotzdem waren diese frühen Jahre eine gute Zeit für unsere Familie. Einmal kam mein Vater von einer langen Reise zurück, als wir gerade Abendbrot aßen. Er trug einen schweren Pelzmantel und einen Hut. Sein Gesicht war gerötet und seine Stimme lauter als sonst. Als er sich zu unserer Mutter hinunterbeugte, um ihr einen Kuss auf die Wange zu geben, konnte ich seine Bierfahne riechen. Er grub in seinen Hosentaschen, holte eine Handvoll Münzen heraus und warf jedem von uns ein paar zu. «Es war ein guter Monat», rief er fröhlich. «Was wollt ihr mehr?»

Meine Mutter behütete ihre Kinder sehr, wahrscheinlich deshalb, weil sie bereits einen Sohn hatte beerdigen müssen. Ich wünschte, ich hätte meinen Bruder

Solomon kennen gelernt oder hätte zumindest etwas mehr über ihn gewusst. Aber Mutter und Tante sprachen selten über ihn. Vielleicht war das einfach zu schmerzhaft für sie. Ich wusste nur, dass Solomon lange Zeit schwer krank gewesen war. Meine Eltern hatten ihn in ihre Kutsche gesetzt und ihn zu Ärzten in ganz Polen gefahren, in der Hoffnung, dass jemand ein Heilmittel für seine kranken Lungen hatte. Doch dieses Heilmittel gab es nicht.

Ich weiß noch, dass meine Mutter zu Tante sagte, er solle uns Kinder nie bestrafen, das sei ihre Aufgabe. Ich glaube, sie machte sich Sorgen, dass er uns aufgrund seiner Körpergröße und Kraft und dazu noch unter dem Einfluss irgendwelcher Spirituosen verletzen könnte. Vielleicht teilte er ja ihre Befürchtung, denn wir bekamen seine Hand nie zu spüren, nicht einmal einen leichten Klaps bekamen wir.⁸

* Die Lubelska-Straße wurde später in Żeromskiego-Straße umbenannt. Joe meint, dass sie zumindest zeitweise auch in der Lubelska-Straße Nr. 9 wohnten.

** Das genaue Alter Solomons zum Zeitpunkt seines Todes ist unklar.